

Körperpraxen und Männlichkeit bei Skinheads: Hegemonialansprüche, Marginalisierung und Rebellion

Möller, Kurt

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Möller, K. (2008). Körperpraxen und Männlichkeit bei Skinheads: Hegemonialansprüche, Marginalisierung und Rebellion. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 5199-5210). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-154210>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Körperpraxen und Männlichkeit bei Skinheads – Hegemonialansprüche, Marginalisierung und Rebellion

Kurt Möller

Eine männlichkeitsperspektivische Betrachtung der Jugendszenerie der Skins wirft vordringlich drei Fragen auf:

- die Frage nach der Art von Männlichkeit, die Skins zur Aufführung bringen,
- die nach den (nicht ausschließlich männlichkeitsspezifischen) sozialen Problemen, die diese Männlichkeit thematisiert,
- und die nach dem Verhältnis skinspezifischer männlicher Körperpraxen zu gesellschaftlich weiter verbreiteten Umgangsweisen mit dem männlichen Körper.

Im Folgenden sollen sie in drei Schritten zumindest skizzenhaft abgearbeitet werden. In einem ersten Schritt gilt es, den Analyserahmen zu zimmern und somit einen Ansatz zu einer themenbezogenen Forschungsprogrammatik zu entwerfen. Ein zweiter Schritt besteht dann darin, sich das Selbstverständnis von Skins daraufhin anzusehen, wie es (a) in Stilbildungen und -performanzen Gestalt gewinnt, wie (b) eben diese Männlichkeit zum Ausdruck gebracht wird und damit (c) für soziale Probleme des (Er-)Lebens von Männlichkeit steht. Ein dritter Schritt beschäftigt sich mit dem Verhältnis eines dann geklärten skintypischen Männlichkeitsstils zu anderen männlichen Körperpraxen.

Der Analyserahmen: Skinheads als Jugend(sub)kultur

Bei einer Jugendkultur handelt es sich um einen sozialen Kontext, der sich im Wesentlichen konstituiert durch »die Schaffung von *Stilen* über Medien, deren »bildender Gehalt« unter Pädagogen eher strittig sein dürfte: Konsum, Pop und Rock, Mode sowie die Schaffung neuer sozialer Treffpunkte« (so Baacke 1987: 99). Diese Definition wirft die Frage auf, was unter »Stil« zu verstehen ist und welche Bedeutungen mit ihm verbunden werden.

Bezug nehmend auf Gerhard Schulze (1992) schlage ich vor, drei Bedeutungsebenen von Stil zu unterscheiden: Distinktion, Genuss, Lebensphilosophie.

Distinktion spricht die Relevanz des persönlichen Stils als »soziale Erkennungs-marke« (ebd.: 108) an. Die durch ihn belegten »feinen Unterschiede« (Bourdieu) symbolisieren und definieren soziale Zugehörigkeit(en) und Abgrenzung(en) – nach außen gegenüber den anderen Gesellschaftsmitgliedern, aber auch für das eigene Selbstverständnis bzw. für die Identität einer »Wir«-Gruppe.

Genuss meint einen »psychophysischen Zustand positiver Valenz« innerhalb der körperlichen Aktivitäten und kognitiven Repräsentationen des Subjekts. Im Gesellschaftstypus der »Erlebnisgesellschaft«, in der wir in Deutschland leben, funktioniert Genuss im Sinne der »Auswahl und Gruppierung von Zeichen (...) nach ihrer Eignung für kollektiv etablierte Erlebnisroutinen« (ebd.: 140).

Die *lebensphilosophischen* Elemente des Stils schließlich beinhalten – meist unterschwellig – seine normativen Konnotationen im Sinne von Bekenntnissen zu Leitbildvorstellungen aus grundlegenden Wert- und Handlungsorientierungen.

In welcher Weise verschaffen sich diese Bedeutungsebenen Ausdruck? Wie setzen sie sich in Szene? Welche Inszenierungsmedien von Stil sind also zu beachten?

Nicht zuletzt die psychophysische Verankerung der Bedeutungsebene des Genusses kehrt den Umstand hervor, dass Stilistisch-Kulturelles nicht als Überbau-Phänomen, sondern als spezifischer »Habitus« Gestalt gewinnen kann, der auch vermittelt Somatik, Gestik, Mimik und Sprache bis in die Motive ökonomischer Lebenssicherung und politischer Selbstverortung hineinreicht. Habitus meint also in diesem Sinne nicht nur latente Denk-, Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsmuster (vgl. Bourdieu 1982), sondern auch verschiedene relativ dauerhafte und wenig flexible körpergebundene Niederschläge von Erlebnissen, die aus solchen Mustern resultieren. Seine Semantik besteht darin, äußerlich sichtbare Zeichen für innere Prozesse abzugeben. Im Anschluss an Mike Brakes (1981; vgl. auch 1974) in Bezug auf Selbstdarstellungsformen von subkulturellen Stilen getroffene Einteilung lassen sich »*Image*« (äußeres Erscheinungsbild), »*Haltung*« (Körperausdruck) und »*Jargon*« (Vokabular und Redeweise) als seine der Beobachtung zugänglichen Konstitutionselemente auffassen.

Abgesehen von der unmittelbaren physisch-materiellen Beschaffenheit jeweiliger stilistischer Objekte bilden darüber hinaus vornehmlich vier Inszenierungsmedien den Stoff, aus dem die Stile sind: *Ästhetik*, *Mythen*, *Rituale* und *Symbole*. Sie stellen sich nicht nur als Bewusstseinsphänomene oder materialisiert in dinglichen Objektivationen dar, sondern können – wie wir wissen – durchaus auch Körperbezüge haben.

Nun stellen allerdings die Skins eine besondere Art von Jugendkultur dar: eine Jugend*sub*kultur. Dies gilt insofern, als sie eine Gemeinsamkeit von Werten und Normen tragen, die sowohl von der gesellschaftlichen »Hauptkultur« als auch – sofern man diese klassentheoretische Annahme überhaupt teilen mag – von ihrer klassenspezifischen »Stammkultur« zumindest teilweise abweicht und eben diese

offensiv und *sub*versiv infragegestellt. Danach muss also auch nach Momenten des Subversiven im (Jugend-)Kulturellen geforscht werden.

Selbstverständnisse von Skins in ihren maskulinen Stilisierungen

Die benannte Forschungsprogrammatik soll hier aus Platzgründen nur auszugswiese, nämlich bezogen auf körperbezogene Inszenierungsmedien, in denen sich das jugendkulturelle Selbstverständnis des Spaß-haben-Wollens ausdrückt, »durchdekliniert« werden. Es wird ferner auch nicht auf Unterschiede in den einzelnen Skin-Fraktionen (z.B. Oi-Skins, recht(sextrem)e Skins, Sharp-Skins, Redskins) eingegangen.¹

Wir greifen mit dem »Spaß«-Aspekt einen Gesichtspunkt der Lebensäußerung von Skinheads heraus, dem einerseits ein ganz prominenter, ja vorrangiger Stellenwert zukommt (vgl. Marshall 1991; Farin 1996; Farin/Seidel-Pielen 1993) und der andererseits *Genuss-Elemente* des Stils so stark in den Vordergrund rückt, dass distinktive und lebensphilosophische Funktionszuweisungen durch sie eher verdeckt werden. Gleichwohl: Das ganz offensichtliche Genuss-Interesse vermag auch Funktionen von Distinktion und lebensphilosophischem Ausdruck zur Geltung zu bringen.

Eine hedonistische Haltung markiert zum Ersten soziale Absetzung von jenen Milieus, in denen normative Traditionen von Genussfeindlichkeit bzw. von zumindest Relativierung des Rechts auf ausgedehnte Lusterfahrung oder kleinbürgerliche Vorstellungen von größtmöglicher Unauffälligkeit und Anpassung am Leben gehalten werden. Sie grenzt sich zum Zweiten aber auch von Orientierungen ab, die die Anhäufung von materiellem Besitz (statt dessen schnellen Verbrauch) und seine Demonstration zu Prestigezwecken und als Statussymbole propagieren. Zum Dritten beinhaltet sie einen Gegenentwurf, zu Lebensauffassungen, die intellektueller Anstrengungen, Leistung(sbereitschaft) und sozialem Aufstieg zentrale Stellenwerte einräumen und in deren Interesse Bedürfnisaufschub proklamieren. Die Parole »Ich will Spaß« kann damit zugleich als eine gezielte Provokation für »Spießler«, »Bonzen«, »Karrieristen« und »intellektuelle Klugscheißer« verstanden werden – zunächst einmal auch schon unabhängig davon, über welche Mittel und Aktionsweisen sich dieser »Spaß« verschafft wird.

Damit drückt diese Präferenz selbstredend auch Lebensphilosophisches aus: Das Leben ist dazu da, genossen zu werden. Was wirklich zählt, ist der Augenblick.

¹ Empirischer Hintergrund des Folgenden sind Szeneerkundungen, Analysen von Skin-Musik und in verschiedenen Forschungsprojekten geführte Interviews mit Probanden, die Skins sind (vgl. z.B. Möller 1999; Möller/Schuhmacher 2007).

Zentral dabei ist ein psycho-physisches Erleben, in dem die körperbezogene action und nicht etwa die Kontemplation den Ausgangspunkt abgibt.

Die Genuss-Orientierung beinhaltet damit geschlechtsspezifisch betrachtet schon per se Absetzungen von Männlichkeitsbildern, die Maskulinität über Chiffren wie mönchische Entsagung, Unterordnung, stille Fürsorge, aber auch Besitz, materielles Prestige, beruflichen Erfolg, institutionelle Mitgliedschaft oder intellektuelle Besonderheit ausweisen. Statt solcher eher körperloser bzw. -angewandter Identitätsbezüge stehen intensive Körpererfahrung und die stete Suche nach ihr im Mittelpunkt.

Ein Blick auf die Inszenierungsmedien entsprechend hedonistisch angelegter Männlichkeit gibt die Sicht auf die Inhalte und Bezugspunkte skinheadtypischer Genusssuche frei:

Körperbezogene *Symbole* machen sich am auffälligsten an der Kleidung und dem präsentierten Körperbild, dabei am markantesten an der Frisur bzw. ihrem Fehlen, aber auch an Aufnähern und Abzeichen fest. Bei den Skins drücken diese Momente aus, dass »Spaß« nicht im Rahmen der angebotenen Konsumkultur und nicht in Exaltiertheiten überästhetisierender Stilisierungen gesucht wird. Die Symbolik erscheint demgegenüber von bemerkenswerter Schlichtheit, Einfachheit, ja fast Holzschnittartigkeit, wenn nicht sogar Naivität, Kindlichkeit, Tumbheit und Tappsigkeit. Sie ist dazu in gewisser Hinsicht der Arbeiter-Stammkultur verpflichtet (z.B. Doc Martens als derbe Werftarbeiter-Schuhe). Auch dort, wo politische Aussagen mit ihr verbunden werden, spielt sie nicht mit Andeutungen, Nuancierungen oder Ambivalenzen, sondern setzt auf eine Klarheit, Prägnanz und Eindeutigkeit, die bis zu stereotypisierender Schwarz-Weiß-Malerei geht. Sie nutzt Uniformierungstendenzen, die bis ins Soldatische reichen (Bomberjacken) und feiert den Spaß an der Provokation (z.B. durch das Hakenkreuz).

Geschlechtsspezifisch gedeutet lassen sich hier unschwer Anleihen an klassischen Männlichkeitsmustern finden: Arbeitsbezogenheit, Soldatentum, Heldenmythen, Standfestigkeit, Geradlinigkeit, Ungeziertheit, Ernsthaftigkeit, Widerständigkeit, Rauheit und ähnliches mehr. Auch Gewaltsamkeit wird faktisch und symbolisch mit »Spaß«-Momenten verknüpft. Indem man dies tut, entzieht man sich tendenziell einer weiteren argumentativen Legitimation von Gewalt. Gewalt erhält stattdessen Existenzberechtigung aus emotionalen ErlebensBedürfnissen heraus. Platten- bzw. CD-Cover, aber auch die Fanzines propagieren in ihren bildlichen Darstellungen von Skins häufig eine in Mimik und Gestik Ungezähmtheit und Wildheit ausstrahlende männliche Persönlichkeit, jemanden, der die Fäuste aggressiv ballt, den »Stinkefinger« zeigt, bewusst provozieren will und dabei seine Wehrfähigkeit über die Zurschaustellung eines (teil-)entblößten muskelbepackten Oberkörpers warnend demonstriert.

In gewisser Weise bringen Skins damit eine auch in der »Normalbevölkerung« tief versteckte Faszination an Gewaltausübung deutlich zum Ausdruck, die gemeinhin jedoch eher durch den Voyeurismus des zumeist männlichen bürgerlichen Kinogängers und TV/Video-Film-Konsumenten ausgelebt wird und auch in der Vergangenheit in Formen traditioneller Männlichkeit nicht in dieser Zuspitzung, sondern stärker gewalt-moralisch gebremst zum Ausdruck gelangte. Damit ist nicht gesagt, dass Skin-Gewalt keine Moral kennt. Sie weiß sich durchaus auf Elemente proletarischer Gewaltkultur gestützt. Zu ihr gehört die allerdings auch in anderen gesellschaftlichen Sektoren weit verbreitete Beschützer-Attitüde (vgl. Gilmore 1991). Hier offenbart sich freilich auch ein anderer Verweis auf konventionelle Männlichkeit: allgemein gesprochen der auf den Anspruch einer Hegemonie, die sich als Fürsorge begreift, jugendspezifischer: der auf das Muster jugend(sub)kulturellen Revier- und Platzhirschverhaltens von männlich dominierten Cliquen im Stadtteil bzw. Straßenzug.

Der Symbolik entspricht eine *Ästhetik* der klaren Linienführung. Als »schön« gilt, was schnörkellos und unprätentiös ist und zugleich Kraft wie Härte demonstriert. »Hart und smart« – nicht selten bezeichnen Skins mit diesen Begriffen ihren Stil. Sie sprechen damit explizit Anlehnungen an traditionell maskuline Fremd- und Selbstdefinitionen an.

Der körperbetonte Tanzstil mit seinen bewussten gegenseitigen Rempelen erscheint dabei als eine Art von subkultureller Expression des »normalen« alltäglichen Spannungsverhältnisses von kumpelhafter Nähe und Konkurrenz unter Jungen und Männern. In ihm drückt sich ritualisiert, das heißt von persönlichen Motiven entkoppelt, jenes generative Prinzip von Männlichkeit aus, das die kompetitive Struktur von Männlichkeitskonstitution in der Ineinssetzung von Partner- und Gegnerschaft in Szene setzt und einübt. Und: Er gestattet per subkultureller Sublimierung körperliche Berührungen unter Männern, ohne gleich den Verdacht auf sich zu ziehen, homosexuell – und dies heißt unter »richtigen Männern« unmännlich und weibisch – zu sein. Unter dem Deckmantel eines rüden Maskulinismus wird hierbei ein eventuell auch homoerotisch aufgeladener oder aufladbarer »Spaß« legitimiert. Unter Gemeinschaftsaspekten stellt der Pogo ein lustvolles Massenerlebnis dar; eines, bei dem man nicht nur in der wogenden Masse aufgeht, sondern in der man auch die sinnlich verspürbare Erfahrung des »Sich-gegenseitig-Auffangens« machen kann.

Die in der Szene besonders beliebten Tattoos lassen darüber für ihre männlichen Mitglieder einen Körperausdruck zu, der ein »Sich-schmücken« erlaubt, ohne mit Weiblichkeits-Verdacht konfrontiert zu werden. Man kann sich dabei auf eine lange, in unserem Kulturkreis männliche, zudem eher unterschichtsgebundene Traditionslinie der Tätowierung berufen. Ihre Verbindung mit Schmerz und zwar geringer, aber immerhin blutiger Verletzung, spricht sie darüber hinaus in diesem Sinne

frei, gilt doch Schmerzresistenz als Ausweis »wahrer« Männlichkeit. Die Dauerhaftigkeit und Unabänderlichkeit der Körperzeichnung per Nadel kann als Symbol für Konsequenz, Unerschütterlichkeit und Stabilität, mithin wieder im Rahmen der klassischen Männlichkeits-Attribuierungen interpretiert werden.

Auch der Glatzkopf bzw. extrem kurze Haarborsten wirken männlich. Frauen tragen traditionell ihr Haar länger als Männer und wenden eine besondere Sorgsamkeit bei seiner Pflege und Formgebung auf. Hautkopf bzw. Stoppelschnitt signalisieren eine strikte Absetzung von femininer Symbolik und suggerieren Funktionalität, Pragmatik und geringes Interesse an Stilisierung und Selbstverzierung.

Insgesamt lässt sich die Skin-Ästhetik damit anstrengungslos als eine Ästhetisierung traditioneller Männlichkeitsattribute begreifen, als eine Ansammlung von Reminiszenzen, die sowohl angepassten Männlichkeitsformen körperfernen Zugschnitts als auch erfolgskulturell inspirierten ästhetischen Modernisierungen und Androgynisierungen eine klare Absage erteilt.

Die in der Szene gepflegten Spaß-*Rituale* bestärken diese Sichtweise: Auf den ritualisierten Tanzstil wurde bereits eingegangen. Hinzu kommt: Der exzessive und öffentlich praktizierte Alkoholkonsum stellt einen überlieferten Männlichkeitsbeweis dar. Manches runterschlucken zu können, »eine Menge vertragen« können, und dabei standfest zu bleiben und nicht zu kippen, wird beim »Saufen« nach außen gleichsam spielerisch und ohne sich in gesellschaftlichen Bereichen von Leistung und Ernst zu bewegen, dokumentierbar. Alkohol, als Rauschmittel eingesetzt, ermöglicht nicht nur die kleine Flucht aus dem Alltag. Sein Konsum gibt auch den Mitkonsumenten zu verstehen, dass man(n) nicht verbissen, sondern »irgendwie locker drauf« ist. Man(n) leistet sich, »mal alle Fünfe gerade sein zu lassen«, sich nicht von Zwängen gänzlich vereinnahmen, verbiegen und freudlos in ein Verließ von Realitätsprinzipien einkerkern zu lassen. Nicht zufällig benutzt man dabei vorzugsweise die »Männerdroge« Bier.

Wer demonstrativ exzessiven Alkohol-Konsum auf öffentlichen Straßen und Plätzen statt ausschließlich in den eigenen vier Wänden oder bei Feierlichkeiten praktiziert, weiß, dass er damit stillschweigend kulturelle Regelungen außer Kraft setzt, weiß aber auch, dass er damit an Verhaltensweisen anknüpft, die gesellschaftlich deutlich männlich konnotiert sind.

Und: Man betreibt mit Bierkonsum eine Gemeinschaft stiftende »gesellige Alkoholvernichtung«, die das Spaß-Ritual auch zum Gemeinschafts-Ritual macht, durchaus ähnlich dem bekannten Runden-Ausgeben traditioneller, vor allem proletarischer Männlichkeit. Ähnlich dem traditionellen Männer-Spaß des »Den-Anderen-unter-den-Tisch-Saufen« ist auch hier im Allgemeinen allerdings ein »Kampfrinken« angesagt, dass den gleichzeitigen Gemeinschafts- und Wettbewerbscharakter der strukturellen Generierung von Männlichkeit einmal mehr widerspiegelt.

Unzweifelhaft sind auch Gewalt-Rituale Insignien traditioneller Männlichkeit. Für die Skin-Szene gilt aber in besonderer Weise: Gewalt ist (auch) »fun«. Sie macht Spaß, sie enthält Lust-Komponenten, ja sie ist sogar »einfach geil«. Auch der Gewaltsamkeit als physisch-körperlicher Auseinandersetzung werden damit erotisch-sexuelle Konnotationen zugeschrieben. Je stärker sie sich in den Vordergrund schieben, umso weniger kann die Skin-Violenz unter zweckfunktionalen Aspekten gedeutet werden. Die Intention der Zerstörung bzw. Verletzung tritt dann hinter das Interesse an der Auslösung innerer psycho-physischer Prozesse bei ihren Akteuren zurück. Energetischer Körperausdruck, Lebendigkeitsempfindung, Risikoerleben, überhaupt Intensität von (Grenz-)Erlebnissen gehören so gesehen zum Motivationsbündel violenter Verhaltensweisen.

Szeneeigene *Mythisierungen* nehmen auf zahlreiche der genannten Aspekte Bezug: auf Gewaltsituationen, Kameradschaftsideale, Alkoholexzesse, Kleidungsaccessoires usw. Insbesondere auch in der Musik werden sie immer wieder neu in Erinnerung gerufen. Im konkreten Umgang mit den performativen Aktualisierungen der besungenen Mythen, etwa im gemeinschaftlichen »Mitgröhlen« von einfachen Melodien und simplen Textzeilen klingen Varianten der Mitsing-Routinen alter Rauf- und Sauflieder an, wie sie von jeher – zumal in den männlichen Unterschichten – gang und gäbe sind und beispielsweise auch heute noch öffentlich auf Fußball- oder auch Exerzierplätzen ertönen – vornehmlich aus Männerkehlen.

Die beschriebenen Stilelemente schlagen sich in einem spezifischen *Habitus* nieder.

Image und *Haltung* zelebrieren Härte als Muskulösität und mal schlummernde, mal offen bewiesene Kräftigkeit, Widerstandsfähigkeit als zum Beispiel tattoo-bezeugte Schmerzresistenz, demonstrative wie gleichzeitig ironisierende Bewaffnung (mit dem aus einem Männersport entlehnten Baseballschläger) und Strapazierfähigkeit der Kleidung wie des groben Schuhwerks. Der kahl- oder kurzgeschorene Schädel verweist symbolhaft in die gleiche Richtung. Die Freude am exzessiven Bier-Konsum scheint dabei nicht selten eine gewisse Fülligkeit der Körper zu bewirken. Skins sind häufig »Brechmänner«, personifizierte Brecheisen, oder inszenieren sich zumindest so. Nicht nur beim Pogo praktizieren sie eine Bewegungskultur, die raumgreifend ausfällt. Man(n) demonstriert Präsenz auf dem jeweiligen Territorium: einerseits eine breitbeinige Statik, andererseits eine Wachheit des jederzeit »Auf-dem-Sprung-Seins«. Der körperliche Ausdruck strahlt in dieser Hinsicht eine zumindest latent-aggressive Unberechenbarkeit aus. Auch die Mimik nimmt nicht selten solche Bedrohlichkeitsinszenierungen auf: Man gibt sich emotionslos, unnahbar, trotzig, einschüchternd. Besonders in der Inszenierung des einheitlichen Auftretens im Gruppenzusammenhang treten die Selbstästhetisierungen eines ostentativ Macht demonstrierenden, Respekt einfordernden und auf Teufel komm raus zusammenhaltenden Mobs zu Tage.

Vergleichbare Provokationspotenziale dürften für sexuelle Tabubrüche gelten. Auffällig viele deutsche Skinsongs thematisieren Sexualstraftaten bzw. sexuell Bizarres. Soweit man den Fanszines und der Skinliteratur glauben darf, setzt sich vieles davon auch in reales Verhalten um. In jedem Fall wird häufig die sexual correctness auf Kosten von Frauen und Mädchen verletzt. Pornographisches wird hier offener verhandelt als anderenorts. Vor allem die Gestik ist voll von solchen Verweisen.

Der *Jargon* korrespondiert damit. Er gestaltet sich demonstrativ flegelhaft, aufsässig, obszön und vulgär. Er ist relativ einfach strukturiert, wenig vokalbelreich, arbeitet mit immer wieder verwendbaren Floskeln und setzt sich so gegen jegliche intellektuelle Vereinnahmungsversuche und Verblasenheiten ab. Und: Er nutzt Begrifflichkeiten, die einem altmodisch gewordenen, vormodernen Sprachschatz mit Termini wie »Treue«, »Ehre« und »Stolz« entlehnt sind; Begriffe, die vor allem in männlich hegemonialisierten Kontexten, etwa beim Militär, von großer Bedeutung sind. Der Jargon ist so oder so kurz, prägnant wie der Ausruf »Oi!«. Dies gilt auch für seine prosodischen Elemente. Die ausdifferenzierende Diskussion und die rationale Argumentation sind »nicht sein Ding«. Wo man sich politisch äußert, bleibt es vielfach bei der Parole, wo man sich von politischen Unterstellungen absetzt, geschieht dies ohne viel Drumrumreden: »Lieber einen Steifen in der Hose, als einen Steifen im rechten Arm!« (zit.n. Gerth 1993, 38).

Zwischenfazit

Alles in allem entsprechen die ostentativen Männlichkeitsstilisierungen und -habitualisierungen von Skins jenem Muster hegemonialer Männlichkeit, das (nach Connell 1999) »interpersonale Dominanz« zum Ausdruck bringt. Einerseits rekurriert man dabei auf Vorbilder einer fast schon in Vergessenheit geratenen proletarischen Kultur, andererseits setzt man sich von der Verbravung erwachsener Männlichkeit auch dieses Milieus demonstrativ ab, unter anderem dadurch, dass hierher rührende Maskulinitätstraditionen gleichsam in maskulinistischer Zuspitzung präsentiert werden. Eben dieser Umstand jedoch führt dazu, dass der Hegemonieanspruch nur über Mittel inszeniert und umgesetzt werden kann, die in der sich modernisierenden Gesellschaft an sozialer Akzeptanz und Durchsetzungskraft verlieren, ja als zwar bedrohliche, aber doch letztlich untaugliche Versuche der Selbstdurchsetzung gesellschaftlicher Randfiguren betrachtet werden.

Skin-Maskulinität im Verhältnis zu anderen gesellschaftlichen Männlichkeitsstilisierungen

Maskuline Skinstile sind wohl als Versuche der Gegenwehr gegen Modernisierungen des Geschlechter-Verhältnisses und gegen sich pluralisierende Neuzuschnitte von Männlichkeiten, zu verstehen. Skins selber praktizieren zwar eine hegemoniale Männlichkeit, verstehen die von ihnen zelebrierten Männlichkeitsstile und -habitualisierungen aber als Konterpart auch zu den neuen Formen hegemonialer Männlichkeit, die sich über Expertenwissen, Abstrahierungs-Kompetenzen und institutionelle Rollen konstituieren (vgl. Connell 1999).

Auf der Ebene der *Symbolik* propagieren sie eine Virilität, die sich nicht auf bloße Symbolisierung reduzieren lässt, sondern die Symbolisierung und Anwendung von Körperkraft miteinander verbindet, etwa im realisierten Ideal körperlich schwerer Arbeit, beim respekterheischend-raumgreifenden Auftreten, beim Tanzen, vor allem aber auch bei Gewaltsamkeit. Muskeln zum Beispiel werden im Body-building-Studio nicht (allein) aus ästhetischen Aspekten der Körperformung »aufgepumpt«, sondern auch eingesetzt, wenigstens als Drohung.

Auf der Ebene der *Ästhetik* entlehnt man im Regelfall die Vorbilder gerade nicht den gängigen Männer-Moden aus dem mainstream von Konsum, Werbung, Medien und Sport. Die für das männliche Geschlecht wichtige Ästhetik der Durchsetzung ist eben bei Skins nicht mit Sportivität, Athletik, körperlicher Gefälligkeit oder Nadelstreifenoptik verbunden. Stattdessen bemüht man ästhetische Aspekte von Durchsetzungsstrategien in traditionellen Männlichkeitskulturen und spitzt sie zu.

Skins rufen *Rituale* in Erinnerung, in denen Öffentlichkeit und Gemeinschaft gesucht wird. Indem sie die Straße auf ihre Weise mit ihrer Präsenz beleben, machen sie sich als große Straßenjungs lustig über eine zunehmend verbravte und verhäuslichte Männlichkeit, die selbst die Kneipe und das Stadion als exklusives Männerterritorium verloren hat und sich die Durchfunktionalisierung von Räumen einengend zudiktieren lässt. Indem sie dies gemeinschaftlich tun, melden sie den Anspruch an, Bindungen und Nähe unter Männern in einer Gesellschaft der zunehmenden Vereinzelung von Männerpersönlichkeiten und der Entkollektivierung von Männerzusammenhängen, beizubehalten.

Ihre körperbezogenen *Mythen* rufen zum einen das Ideal körperlicher Arbeit in einer vor- und frühmodernen Arbeitswelt ins Gedächtnis, in der Männerarbeit noch nicht in »Aktens Stapeln« und »Knöpfchendrücken« aufging. Sie beschwören zum anderen den »echten Kerl«, der sich im wahrsten Sinne des Wortes im »fight« heldenhaft durchschlagen kann, dabei aber nicht nur auf sich allein gestellt ist, sondern sich der Verlässlichkeit seiner »droogs«, also seiner Kumpels oder »Kameraden« sicher sein kann und gerade nicht als einzelner Einzelner dasteht. Es wird

einem Männlichkeits-Mythos nachgestrebt, der in dieser Weise ein Gegenbild zu den marktbezogenen individualistischen Strategien der Durchsetzung der eigenen Person zeichnet.

Auf der Ebene des *Image*, also des Erscheinungsbilds, attackieren sie eine von ihnen wahrgenommene gesamt-gesellschaftliche Androgynisierung von Maskulinität. Das Image sucht die Unzweifelhaftigkeit des Kerlseins herauszustellen und propagiert eine Maskulinität, die sich möglichst weit von Feminität entfernt und in ihrer Zuspitzung als Maskulinismus verstanden werden kann. Kosmetik und Wellness ist für ihn »weibisch«. Jeglichem Manierismus der Selbstdarstellung wird etwa bei Frisur und Kleidungsstil eine Absage erteilt. Skins unterwerfen auch Ess- und Trinkgewohnheiten – anders als die hegemonialen Erfolgsmänner von heute – nicht körperästhetischen Aspekten. Körperfülle wird hingenommen oder gar gezielt angestrebt, als Präsenzpotenzial und Kräftigkeit interpretiert und nicht der Symbolik von stromlinienförmiger Dynamik geopfert.

In Bezug auf die habituelle *Haltung* als Mann, also hinsichtlich des Körperausdrucks beziehen Skinmänner und -jungs Front gegen die Zähmung der Performanzen von Männlichkeit, die sie modernisiertem Auftreten zuschreiben. Kultivierung, Zivilisierung und Pazifizierung des Auftretens betrachten sie als Trends, die den Mann als Mann bedrohen. Die Demonstrativität von Maskulinität, ja Maskulinismus wird ihnen entgegengesetzt.

Im *Jargon* schließlich stellen sie sich der Ausweitung von verbal-kommunikativer Diskursivität interpersonalen Auseinandersetzung entgegen. Sie beziehen Position gegen eine Elaborisierung von Sprache, die sie als Blasiertheit wahrnehmen und nicht selten als Gelaber etikettieren. Körperliche Expression wird als Mitteilungsförmigkeit genutzt und Gewalt gilt als klarste und eindeutigste Sprache – und als eine, über die man(n) leicht verfügen kann.

Aufgrund ihrer antimodernistischen Ausrichtung können die Männlichkeitsstile von Skinheads nur noch in der face-to-face-Interaktion, etwa in Skincliquen selbst, in der Auseinandersetzung zwischen peer-groups, in privaten Partnerschaften oder im (sub)lokalen Raum, also dort, wo es um interpersonale Dominanz und Subordination geht, Hegemonie entfalten, driften aber gesamt-gesellschaftlich eben deshalb immer stärker in die Marginalisierung ab. Ihre Körperpraxen können zwar an Überlieferungen von »Stino«- («stinknormale») Männlichkeit anknüpfen und sich unter Umständen als Exekutionsformen geheimer Jungen- und Männerwünsche verstehen, bleiben als solche aber gesellschaftlich chancenlos. In ihrem distinktiven wie lebensphilosophisch deutbaren Aufbegehren schwingen sie sich nicht zu gezieltem kritischen Protesthaltungen auf, sondern verharren in diffuser Rebellion.

Alles in allem liegt im skintypischen Männlichkeitsstil mindestens ein dreifacher Bruch mit Modernisierungsanforderungen vor:

Zum Ersten handelt es sich um einen Bruch mit den Herausforderungen der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses in Richtung auf die Entwicklung pluraler alternativer Männlichkeiten. Der mit Optionenausweitung verbundenen Verunsicherung wird Vereindeutigung entgegengesetzt.

Zum Zweiten stellt die männliche Skinszene sich den gesamt-gesellschaftlich vorhandenen, durch moderne männliche Hegemonie gestempelten Vereinzelungs- und Privatisierungstendenzen einer an Leitwerten wie Erfolg, Leistung und Karriere orientierten Modernität entgegen. Die Skin-Kultur weist so mit ihren internen Kohäsions-Interessen und antikapitalistisch-proletarischen Reminiszenzen und Mystifizierungen auch – zumindest implizit kritisch – auf die Halbierungen der Moderne hin (vgl. Beck 1986, 1993).

Ein dritter Bruch mit Anforderungen der Moderne besteht darin, sich den Mechanismen der Abstraktifizierung, Absicherung und Entkörperlichung der Lebensvollzüge, insbesondere denen der Kontrolle von Bewegungsdrang, Risiken und Affekten sowie der Zivilisierung von organismisch-sexuellen Antrieben nicht unterwerfen zu wollen (vgl. auch Lyng 2004). Die Körperpraxen männlicher Skins halten die Frage im Bewusstsein, wie man der archaischen, riskanten und naturhaft erscheinenden »wilden« Seite des Männlichen in der modernen Gesellschaft gerecht werden kann, will man sie nicht verleugnen, aber auch nicht zulassen, dass sie individuell und/oder sozial schädigend ausfällt.

Literatur

- Baacke, Dieter (1987), *Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung*, Weinheim/München.
 Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M.
 Bourdieu, Pierre (1982), Die »feinen Unterschiede«, Frankfurt a.M.
 Brake, Mike (1974), »The skinheads. An English Working Class Subculture«, *Youth and Society*, Bd. 6, H. 2, S. 179–200.
 Brake, Mike (1981), *Soziologie der jugendlichen Subkulturen*, Frankfurt a.M.
 Connell, Robert W. (1999), *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen.
 Farin, Klaus (Hg.) (1996), *Skinhead. A Way of Life. Eine Jugendbewegung stellt sich selbst dar*, Hamburg.
 Farin, Klaus/Seidel-Pielen, Eberhard (1993), *Skinheads*, München.
 Gerth, Michael (1993), *Der Skinheadkult. Einblicke in eine Jugendkultur*, Leipzig.
 Gilmore, David D. (1991), *Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder*, München.
 Lyng, Stephen (2004), »Crime, Edgework and Corporal Transaction«, *Theoretical Criminology*, Jg. 8, H. 3, S. 359–375.
 Marshall, George (1991), *The Spirit of '69. A Skinhead Bible*, Dunoon.
 Möller, Kurt (1999), »Harte Kerle – geile Weiber. Rechtsrockkonsum geschlechtsspezifisch«, in: Baacke, Dieter/Farin, Klaus/Lauffer, Jürgen (Hg.), *Rock von Rechts II*, Bielefeld, S. 118–141.

Möller, Kurt/Schuhmacher, Nils (2007), *Rechte Glatzen. Rechtsextreme Orientierungs- und Szenezusammenhänge – Einstiegs-, Verbleibs- und Ausstiegsprozesse von Skinheads*, Wiesbaden.

Schulze, Gerd (1992), *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt a.M./New York.